

Wolfgang Knauf

Erich Klausener (1885–1934)

Zum 50. Jahrestag der Ermordung des Berliner Katholikenführers

„Ein Waschlappen, ein Mann, der am liebsten auf drei Schultern trägt, wird niemals geachtet sein. Ein Bekenner wird auch vom Gegner geachtet.“ So Dr. Erich Klausener, Ministerialdirektor im preußischen Verkehrsministerium und Leiter der Katholischen Aktion im Bistum Berlin, am 26. März 1933 zu Jugendlichen bei einer Schulentlassungsfeier. Drei Tage zuvor hatte die Mehrheit des Reichstags einschließlich der Zentrumsfraktion dem „Ermächtigungsgesetz“ zugestimmt und damit Hitlers Griff nach der Alleinherrschaft den Mantel einer verhängnisvollen Scheinlegalität umgehängt. Spielte Erich Klausener mit seiner Bemerkung auf diese unselige parlamentarische Selbstentmachtung an? Oder war es eine rein unpolitische, allgemeingültige Lebenserfahrung, die der drastische Formulierungen ebenso wie flammendes Pathos liebende katholische Laienführer jungen Christen mit auf den Weg geben wollte? Möglich wäre beides. Jedenfalls gehört dieses Bekenntnis – wie manches andere geschriebene und gesprochene Wort – zum Psychogramm jener großen katholischen Laienpersönlichkeit, die durch die Mordaktion vom 30. Juni 1934 zum ersten Blutzegen des Bistums Berlin geworden ist.

Nach 1945 wurde das Persönlichkeitsbild Klauseners verständlicherweise vorwiegend von seiner Ermordung her gezeichnet und sein Leben in die Reihe jener Männer und Frauen gestellt, die während der NS-Herrschaft für Glaubens- und Gewissensfreiheit starben. Dabei neigte man zu einer heroisierenden, auf weite Strecken unkritischen Würdigung. Sein erster Biograph Walter Adolph¹, einst enger Mitarbeiter Klauseners, hat dessen Verdienste um den Berliner Katholizismus zunächst in diesem Sinn akzentuiert². Aber ausgerechnet in Adolphs posthum veröffentlichten Aufzeichnungen³ finden sich auch Passagen, die die Konturen des engagierten Laienführers Erich Klausener wesentlich kontrastreicher, realistischer und ohne unangemessene Verklärung beleuchten. Manche dieser Äußerungen ergänzen und korrigieren das in den fünfziger Jahren entworfene Charakterbild.

Von Düsseldorf nach Berlin

Erich Klausener wurde am 25. Januar 1885 in Düsseldorf geboren. Es war die Zeit, in der sich im katholischen Raum langsam das Verständnis für die Problema-

tik der sozialen Frage durchsetzte. Erst 1891 hatte sich Papst Leo XIII. mit der Enzyklika „*Rerum novarum*“ dem außerhalb der Kirche längst aufgegriffenen Fragenkreis gestellt. Im Elternhaus Klauseners gab es sicher das, was man sich unter gutbürgerlicher Atmosphäre rheinischer Provenienz vorstellt. Trotzdem kam der Gymnasiast durch seinen Vater, Geheimrat Peter Klausener, dem die Sozialabteilung in der Landesverwaltung Rheinprovinz unterstand, wohl mehr als mancher andere mit sozialen Problemen in Berührung. In seiner späteren Arbeit als Landrat in Adenau 1917 und zwei Jahre später als Landrat im größten preußischen Kreis Recklinghausen wurde Erich Klausener nicht von ungefähr der „Rote Landrat“ genannt. Theoretisches Wissen hatte er zuvor u. a. durch seine 1911 abgeschlossene Promotion über „Das Koalitionsrecht des Arbeiters“ gewonnen.

Um die geistige Position eines katholischen Laien und die damit verbundenen Auseinandersetzungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts verständlich zu machen, muß an die damals „unbewältigte Vergangenheit“ des Kulturkampfes erinnert werden. An der Zentrumspartei, der Klausener früh beitrug, blieben die Spuren dieses militanten Konflikts zwischen Bismarck und der katholischen Kirche jahrzehntelang hängen. Sie galt bei vielen als „Partei der Reichsfeinde“. Das Wort vom „Politischen Katholizismus“ wurde eine beliebte Waffe in den Händen von Kirchengegnern, besonders später in der NS-Zeit. Andererseits sind manche für unsere Ohren heute stark national oder nationalistisch klingende Töne aus katholischem Mund während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik – auch bei Erich Klausener – wesentlich damit zu erklären, daß sich deutsche Katholiken damals durch den Liberalismus geistig und gesellschaftlich isoliert fühlten und aus einer Defensivhaltung heraus bemüht waren, nationale Zuverlässigkeit zu unterstreichen.

Die Würfel über den Berufsweg waren für Erich Klausener relativ früh gefallen. Nach dem Abitur 1903 wählte er das Jurastudium, nachdem die Berufsrichtungen Theologie und Medizin nach reiflicher Überlegung ausgeschieden waren. 1913 trat er ins preußische Handelsministerium ein. Unmittelbar nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs heiratete er Hedwig Kny, die Tochter eines Berliner Professors. Sie ist 1971 in West-Berlin gestorben. Diese Ehe war für Erich Klausener, einen Mann ohne andere lebenslängliche, tief verbindende Freundschaften, eine menschliche Erfüllung, die mit dem Wort „glücklich“ nur oberflächlich gekennzeichnet ist. Die Erfahrungen als Offizier im Ersten Weltkrieg haben nach Klauseners eigener Aussage sein Verständnis für das Denken des einfachen Mannes gefördert, was später seiner Menschenführung zugute kam. Hier liegt aber auch die Abkehr begründet vom liberalen Stil eines rheinländischen Traditionskatholizismus mit dem obligatorischen sonntäglichen Kirchgang und einem davon weit entfernten säkularisierten Alltag und die Hinkehr zu einer Lebensgestaltung nach den Maßstäben des Evangeliums und den Weisungen der Kirche. Der Vorwurf aus seiner eigenen Familie, er sei „fanatisch katholisch“, datiert aus jener Zeit.

Nach Ende des Ersten Weltkriegs geriet Klausener zeitweise in Konflikt mit der belgischen Besatzungsmacht und wurde zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. In den Augen der Siegermacht hatte er sich dadurch verdächtig gemacht, daß er sich schützend vor preußische Polizeibeamte stellte. Sicher war Klausener kein engherziger Bürokrat, dem Akten jemals wichtiger gewesen wären als Menschen. Trotzdem gehörte er jederzeit zu jenen zuverlässig-korrekten, pflichtbewußten Beamten, die ihren Dienst ernstnehmen. Robert M. W. Kempner⁴, der spätere amerikanische stellvertretende Hauptankläger der Nürnberger Prozesse, erinnert sich noch nach über fünf Jahrzehnten an einen typischen Ausspruch seines ehemaligen Chefs Klausener: „Vergessen Sie nie, daß Sie Tag und Nacht im Amt sind; und sagen Sie nicht, das habe ich in einer privaten Gesellschaft besprochen.“

An der Spitze der Katholischen Aktion

Mitten in den „Goldenen zwanziger Jahren“ kam Erich Klausener als Ministerialdirektor nach Berlin und arbeitete zunächst im preußischen Wohlfahrtsministerium in der Abteilung Jugend- und Erwerbslosenfürsorge. 1926 verlangte die Zentrumsparlei gemäß dem Parteienproporz den Führungsposten der preußischen Polizeiabteilung. Dem damals 41jährigen Klausener wurde diese Schlüsselstellung übertragen, mit der im Parteienkampf der Weimarer Republik eine hohe Verantwortung verbunden war.

Auf dem 67. Deutschen Katholikentag in Magdeburg 1928 legte der damalige Nuntius Erzbischof Eugenio Pacelli, der spätere Pius XII., das Programm der Katholischen Aktion dar, wie es Papst Pius XI. formuliert hatte. Es sollte ein „tätiges und kraftvolles Apostolat der Laien“ sein, „entsprechend ihrem Stand und Können, also vor allem Apostolat jener, die durch ihre Bildung und Stellung die Sache Christi und der Kirche besonders zu fördern vermögen“. Diese Laien waren also nicht gewünscht als kopfnickende Hilfstruppen des Pfarrers, als Vereine von Befehlsempfängern und Zettelausträgern, als unkritische Jasager. Wenige Tage nach dieser Ansprache des Apostolischen Nuntius in Magdeburg ließ Weihbischof Josef Deitmer⁵ bei Klausener anfragen, ob er den Vorsitz der Katholischen Aktion im damaligen Delegaturbezirk Berlin übernehmen wolle. Der „Weltstadtapostel“ Carl Sonnenschein⁶ hatte den Beamten im preußischen Innenministerium mitempfohlen, obwohl er in seiner charismatischen Spontaneität ein konträrer Charakter zu Klausener war und nie eine besondere Beziehung zwischen beiden Persönlichkeiten bestand. Klausener sagte nach einer Bedenkzeit zu und übernahm das Amt. Zum Vorstand gehörte damals unter anderem Stadtbaurat Leonhard Adler⁷, der Architekt des Flughafens Tempelhof.

Der Aufgabenkatalog der Katholischen Aktion, besonders in Groß-Berlin mit damals rund 400 000 Katholiken, war umfangreich. Natürlich konnte der Vor-

stand, in dem übrigens keine einzige Frau vertreten war, nicht selbst auf allen Ebenen tätig werden. Er wollte vielmehr die vorhandenen, zumeist von katholischen Vereinen und Standesorganisationen getragenen Aktivitäten fördern und koordinieren. Erich Klausener war der geborene Organisator. Adolph rückte ihn in die Reihe jener, „die durch die Kraft des berechnenden, organisierenden, planenden Intellekts wesentlich die Schlacht für die Kirche zu gewinnen hofften“⁸. Damit geriet der Laienführer verständlicherweise in das Kreuzfeuer der Kritik, besonders aus dem eigenen Lager. Man warf Klausener übertriebenen Ehrgeiz vor, ein schroffes, manchmal brüskierendes Wesen, den Hang zur Selbstdarstellung und ein persönliches Durchsetzungsvermögen bis an die Grenze der Rücksichtslosigkeit. Mit einem Wort: Manche sahen in ihm den typischen Vertreter eines „Konjunktur-Katholizismus“. Sicher war Klausener nicht frei von persönlichem Ehrgeiz und Karriere-Ambitionen. Aber diese Triebkräfte verführten ihn nicht zu unverantwortlichen, selbstherrlichen Alleingängen. Dazu Adolph: „Klausener besaß in seltenem Maß die innere Großzügigkeit und Ehrlichkeit, seinen Mitarbeitern weiteste Initiative einzuräumen, ihren Rat und ihr Wort anzuhören und, wenn es ihn eines besseren belehrte, anzunehmen. So hat er sich nie gescheut, vor großen Veranstaltungen mir den Text seiner konzipierten Rede zur Durchsicht und Kritik zu überlassen.“⁹

Als eine Herausforderung für die katholische Kirche in Berlin empfand Klausener die Aktivitäten des deutschen Freidenkerverbands, der in der damaligen Reichshauptstadt eine seiner Hochburgen hatte. Die Agitationszüge der Freidenker, die mit ihren auf LKWs montierten Plakaten quer durch Groß-Berlin fuhren, erfüllten für viele nicht selten den Straftatbestand der Blasphemie. Als Klausener einmal den damaligen Berliner Polizeipräsidenten Albert Grzesinski darauf ansprach, erhielt er die Antwort: „Wissen Sie, mir sind Pfaffen aller Konfessionen, auch die der Freidenker, unsympathisch. In 50 Jahren spricht kein Mensch mehr von den Pfaffen, da hat der Sozialismus vollkommen gesiegt.“ Durch eine Arbeitsgemeinschaft von Vertrauensleuten versuchte Klausener hieb- und stichfestes Informationsmaterial über alle Provokationen der Freidenker zu erhalten. Wenn der Straftatbestand der Gotteslästerung erfüllt schien, wurde der Staatsanwalt angerufen. Auf diese Weise gelang es, wenigstens die allergrößten Auswüchse der Gottlosenpropaganda zu beschneiden.

Auch die Welle von Schmutz und Schund, die das Berlin der zwanziger Jahre überschwemmte, gedachte Klausener nicht widerspruchslös zu tolerieren. Er war sich darüber klar, einerseits in den Geruch puritanischer Engstirnigkeit zu geraten und andererseits höchstens einige Exzesse verhindern zu können, die das sittliche Empfinden der damaligen Zeit verletzten. Am 19. März 1931 richtete er an den preußischen Innenminister Carl Severing¹⁰, also an seinen unmittelbaren Dienstvorgesetzten, eine Eingabe, in der er als Vorsitzender der Katholischen Aktion im neugegründeten Bistum Berlin wirksame Maßnahmen gegen die Unsittlichkeit in

Gaststätten und in öffentlich zugänglichen Örtlichkeiten forderte. Zur Begründung führte er unter anderem an: „Die Inhaber einzelner Gaststätten, insbesondere von Vergnügungsetablissemments, die an den Hauptverkehrsadern gelegen sind, glauben mit hemmungslosem Erwerbstrieb die niedrigsten Instinkte ihrer Gäste ausbeuten zu sollen.“ Diese Eingabe wurde in den katholischen Tageszeitungen „Germania“ und „Märkische Volkszeitung“ sowie im „Katholischen Kirchenblatt des Bistums Berlin“ abgedruckt.

Die Klausener-Eingabe provozierte einen Sturm der Entrüstung in liberalen und „roten“ Kreisen Berlins. Die „Berliner Morgenzeitung“ titulierte Klausener als „Minister-Rüffler“, weil er die Eingabe an seinen eigenen Minister adressiert hatte. Auch aus der Zentrumsparlei gab es kritische Kommentare. Man warf dem Ministerialdirektor Kompetenzüberschreitung vor, eine wohl typische Reaktion. Wer als katholischer Laie Initiativen ergreift, kann leicht zwischen alle Fronten geraten. Der SPD-Innenminister erließ übrigens nach dieser Eingabe einen Rundverlaß an alle Polizeibehörden, in dem er zur Bekämpfung anstößiger Auslagen und Reklamen aufforderte.

Immer wieder hat der Vorsitzende der Katholischen Aktion die Notwendigkeit des Presseapostolats unterstrichen, zumal der Rundfunk noch nicht seine spätere Bedeutung als Kommunikationsmittel besaß. Die „Märkische Volkszeitung“ war als katholische Berliner Tageszeitung Sprachrohr der Katholiken in der Öffentlichkeit. Daneben hatte das „Katholische Kirchenblatt“ im 1930 gegründeten Berliner Bistum von Rügen bis Jüterbog und von Frankfurt an der Oder bis Wittenberge an der Elbe einen großen Leserkreis. Der damalige Pfarrer der Schöneberger St.-Matthias-Gemeinde, Albert Coppenrath¹¹, berichtete über sein Gemeindemitglied: „Klausener war es, der keine Ruhe gab, bis eine in mühsamer Kleinarbeit aufgebaute musterhafte Boten-Organisation seit Anfang 1933 das Katholische Kirchenblatt für das Bistum Berlin allwöchentlich in die Familien brachte, während es bis dahin nur in den Schriftenständen im Vorraum der Kirche zum Verkauf ausgelegt hatte. Infolgedessen stieg in St. Matthias die Zahl der Bezieher im Jahre 1933 von 1500 auf 2300 und in den folgenden Jahren auf rund 3000.“

Um die Erfahrungen ausländischer Redaktionen in die Pressearbeit des Bistums Berlin einzubringen, organisierte Klausener 1932 eine Informationsreise nach Rotterdam und besuchte die dortige Tageszeitung „Maasbode“, die sich durch die Unterstützung holländischer Katholiken von einem kleinen Provinzblatt zu einer über die Grenzen des Landes angesehenen Zeitung entwickelt hatte. Auch die Bedeutung aktueller Kleinschriften für eine geistige Auseinandersetzung hatte er erkannt. Er ließ verschiedene Broschüren für den kirchlichen Schriftenstand produzieren. „Ludendorff gegen Rom“, eine kritische Auseinandersetzung mit der Gottlosenbewegung, fand reißenden Absatz, so daß in einer Woche 25 000 Exemplare verkauft wurden.

Zusammen mit einem Hirtenbrief des Diözesanbischofs schrieb Klausener für

den Pressesonntag 1931 einen Aufruf der Katholischen Aktion. Darin hieß es: „Das Kirchenblatt soll sein: Sprachrohr unserer katholischen Weltanschauung – Führer und Wegweiser im Kampf um unsere Glaubens- und Sittenlehre – Apostel und Missionar in den Kreisen der Lauen und Abseitsstehenden. Ob es das ist und wird, liegt allein in unserer Hand. Darum: Stärkt das Presseapostolat.“

Viel Energie verwendete Klausener auf Großveranstaltungen wie die Märkischen Katholikentage oder die traditionellen jährlichen Papstkrönungsfeiern. „Kundgebungen sind die Visitenkarte, die die Berliner Katholiken an die Öffentlichkeit abgeben“, erklärte der Vorsitzende der Katholischen Aktion. Auch hier fehlte es nicht an kritischen Stimmen. Es gab Berliner Pfarrer, die in alledem die Gefahr religiöser Veräußerlichung sahen. Natürlich war es ein Wagnis, Christian Schreiber¹², den designierten ersten Bischof von Berlin, am 20. November 1929 mit einer Großveranstaltung ausgerechnet im damaligen Sportpalast, dem Ort diverser Sport- und Unterhaltungsveranstaltungen, festlich zu begrüßen. Aber es kamen 12 000 Katholiken, und sie erfuhren in dieser Feierstunde, musikalisch umrahmt vom Berliner Philharmonischen Orchester, inmitten der anonymen Diaspora-Weltstadt etwas von der stärkenden Gemeinschaft des Glaubens. Bischof Schreiber stand ganz hinter den Intentionen seines Laienmitarbeiters Klausener, weil er selbst glanzvolles Auftreten in der Öffentlichkeit für die Repräsentanz einer Minderheitskirche als geboten ansah und deshalb den Beinamen „Christian der Prachtige“ gern in Kauf nahm.

Ermutigt durch die Einstellung seines Bischofs, organisierte Klausener den 28. Märkischen Katholikentag, der am 29. Juni 1930 im Grunewald-Stadion unter dem Leitwort „Das Kreuz – unser Sieg“ stattfand, noch eindrucksvoller. 34 Kirchenchöre mit 1500 Chormitgliedern, ein Kinderchor mit 2000 Jungen und Mädchen und ein Kinderbewegungsschor von 2500 Kindern wirkten bei dieser Feier mit. Die Einstimmung für die Katholikentagsteilnehmer formulierte Klausener selbst und schrieb darin: „Unser Volk ist krank. Materielle Not jeder Art ergreift weiteste Kreise in nie gekanntem Ausmaß. Furchtbarer ist die geistige Not: die Verflachung unseres Lebensstiles, die Entseelung unserer Arbeit, der Tiefstand des kulturellen Lebens, die Vergötzung des Materiellen und des Trieblebens. Die Welt schreit nach Reformen. Alles Reformieren hilft nichts, wenn die Seelenhaltung des Volkes sich nicht ändert.“

Bei den Märkischen Katholikentagen 1933 und 1934 setzte Klausener seine Auffassung durch, an die anwesenden Gläubigen die heilige Kommunion auszuteilen. Meßfeiern in diesem Maßstab, heute eine Selbstverständlichkeit, waren für den deutschen Katholizismus ein ungewohntes Ereignis. Sofort gab es scharfe Kritik von prominenter theologischer Seite. So wandte sich Johannes Pinski¹³ heftig gegen diese „Massenkommunion“, weil dabei nicht die gebührende Ehrfurcht gewahrt werden könne.

Im Vorfeld des 30. Juni 1934

Als die Schatten der Weimarer Republik immer länger wurden und Papens Staatsstreich vom 20. Juli 1932 in Preußen widerstandslos und ohne sonderliche Komplikationen gelungen war, stellte sich die Frage, ob Ministerialdirektor Klausener auf die Linie des vom Reichspräsidenten ernannten Reichskommissars für Preußen, Franz von Papen, eingeschwenkt sei. Als Chef der preußischen Polizei hätte er ohne Zweifel noch genügend Einfluß besessen, um die Entmachtung der preußischen Regierung zu verhindern. Voraussetzung wäre aber ein entschiedenes, risikobereites Verhalten seines Vorgesetzten, des Innenministers Carl Severing, gewesen. Klausener charakterisierte ihn jedoch in den Julitagen 1932 in vertraulichen Gesprächen als einen „müden Mann, der jede Initiative und Entschlußkraft verloren habe“¹⁴. Er habe Klauseners Warnungen vor Papens späteren „Preußenschlag“ immer als unbegründet abgelehnt. Im übrigen war der Zentrumsolitiker nur nach Rücksprache mit seinen Parteifreunden Heinrich Krone und Heinrich Vockel und auf deren Rat nach dem 20. Juli 1932 im Amt geblieben. Unangefochten blieb seine Stellung indessen nicht, da Reichskanzler von Papen der Meinung war, Ministerialdirektor Klausener sei „ein ganz linksstehender Mann“¹⁵, der aus Berlin verschwinden müsse. So äußerte sich der „Herrenreiter“ jedenfalls in einem Gespräch mit dem Berliner Bischof Christian Schreiber, der für ein Verbleiben Klauseners im Amt persönlich eingetreten war.

Der 30. Januar 1933, die von Papen vorbereitete Übertragung der Reichskanzlerschaft an den „böhmischen Gefreiten“, weckte bei Klausener – ebenso wie bei vielen Zentrumsolitikern – ambivalente Reaktionen. Einerseits lehnte er die braune Rasse-Blut-und-Boden-Ideologie mit ihrer antichristlichen Komponente entschieden ab und verurteilte den Terror der SA-Schlägertrupps gegen Andersdenkende. Andererseits schufen die Verheißungen eines nationalen Wiederaufstiegs, der Kampf gegen Arbeitslosigkeit, atheistischen Bolschewismus und öffentliche Unsittlichkeit gewisse Sympathien für die neue „gottgegebene“ Obrigkeit.

Doch schon am 13. Februar 1933 machte Klausener die persönliche Erfahrung, wer im neuen Staat das Sagen hatte. In einem Gespräch unter vier Augen teilte ihm der preußische Ministerpräsident Hermann Göring offiziell die bereits beschlossene Versetzung vom Innenministerium in die Abteilung Schifffahrt des Reichsverkehrsministeriums mit. Dank seiner geistigen Flexibilität konnte sich Klausener schnell in das völlig fremde Sachgebiet hineinfinden. Seine Mitarbeiter staunten, wie sachkundig er beispielsweise bald darauf die damalige Bauplanung des Rhein-Main-Donau-Kanals in Angriff nahm. In der Öffentlichkeit vermied der Vorsitzende der Katholischen Aktion alles, was einem Staatsbeamten als Illoyalität hätte angelastet werden können. Er setzte in manchen Äußerungen vielmehr nationale Akzente, die als Bekenntnis zum neuen Staat zumindest mißverstanden werden konnten.

Auf Hitlers Austritt aus dem Völkerbund reagierte die Katholische Aktion im Bistum Berlin mit einem Grußtelegramm, unterschrieben vom damaligen Kapitelsvikar Steinmann und von Klausener. Es hatte folgenden Wortlaut: „In den Schicksalsstunden der Nation treten die Katholiken des Bistums Berlin in unerschütterlicher Liebe zu Volk und Vaterland geschlossen hinter den Führer und Kanzler in seinem Kampf für die Gleichberechtigung und die Ehre der Nation und die Wiederherstellung eines gerechten Friedens unter den Völkern.“¹⁶ In der Gedenkrede für den verstorbenen Bischof Schreiber am 22. November 1933 im Sportpalast forderte Klausener die Berliner Katholiken geradezu zur Mitarbeit beim Aufbau des neuen Staates auf: „Packt mit an! Helft mit! Es geht um eure Freiheit, um Friede, Arbeit, Brot, es geht um die Gemeinschaft und Einheit des Volkes.“

Wieweit Klausener bei alledem vom Apostolischen Nuntius Erzbischof Cesare Orsenigo¹⁷ mitbeeinflusst war, läßt sich schwer ermessen. Bekannt waren jedenfalls die unverhohlenen Sympathien des päpstlichen Diplomaten für manche Ideen des NS-Staats. Adolph spricht in seinen Aufzeichnungen immerhin von einem „geistigen Einfluß des Berliner Nuntius“ auf Klausener „in weitgehendem Maß“¹⁸.

Bereits Mitte 1933 war Klausener zum erstenmal öffentlich zur Zielscheibe von NS-Polemik geworden. Auf dem 31. Märkischen Katholikentag am 25. Juni rief der katholische Laienführer seine Mitchristen auf, ihre Ideen und Anliegen im neuen Staat durchzusetzen. Dabei stellte er sich schützend vor die von „Gleichschaltung“ bedrohten konfessionellen Arbeitervereine. Daraufhin polemisierte eine kleine katholische Außenseitergruppe, die sich „national-sozialistisch gesinnt“ nannte, heftig gegen den Redner, der sich „zu keinem Hoch auf unseren Volkskanzler Adolf Hitler und die Regierung der nationalen Erhebung veranlaßt sah“¹⁹. Noch massiver reagierte der Reichsleiter Alfred Rosenberg im NS-Zentralorgan „Völkischer Beobachter“ vom 27. Juni. Dort hieß es u.a.: „Der Zentrumsman Dr. Klausener sieht also den 14jährigen Kampf Adolf Hitlers und die große Erhebung unseres Volkes... als eine von noch nicht genügend innerer Geistigkeit getriebene Bewegung an... Und wenn jetzt ein bald vergessener Ministerialrat Klausener kommt und über den Mangel an Geist jammert, dann zeigen er und alle seine Anhänger, daß sie von diesem staatlichen Willen Deutschlands, trotz stärkster symbolischer Akte in diesen Monaten, noch nichts begriffen haben.“

In den folgenden Monaten dürfte sich in NS-Kreisen die Ablehnung Klauseners gesteigert haben, zumal die Gestapo-Spitzel von allen öffentlichen Auftritten des Ministerialdirektors und dem Echo der Zuhörerschaft getreulich berichteten. 14 000 Katholiken applaudierten ihm am 14. Februar 1934 demonstrativ bei der weltlichen Begrüßung des neuen Berliner Bischofs Nikolaus Bares²⁰ im Sportpalast. Am 24. Juni strömten rund 60 000 Gläubige zum 32. Märkischen Katholikentag auf die Rennbahn Hoppegarten im heutigen Ost-Berlin. Obwohl Klausener als

Redner nicht vorgesehen war, sprach er spontan aus der Stimmung der Glaubensfeier heraus ein zündendes Schlußwort. An Hitler ging ein von Klausener mitunterzeichnetes Grußtelegramm, in dem das „feierliche Gelöbnis treuester Arbeit für Volk und Vaterland“ abgelegt wurde. Seiner besorgten Mutter, die ihren Sohn gebeten hatte, sich nicht zu exponieren, telegraphierte er nach Düsseldorf: „Glänzender Verlauf ohne jeden Mißklang, nur zum Frieden und zur Liebe geredet.“

Innenpolitisch hatten sich in Deutschland inzwischen düstere Gewitterwolken gebildet. Die „Garanten der Revolution“, die militanten SA-Einheiten unter Führung von Ernst Röhm, fühlten sich bei der Vergabe von Posten und Ämtern benachteiligt und forderten immer stärker eine „zweite Revolution“. Hitler sah am 30. Juni 1934 den Zeitpunkt gekommen, den für ihn noch keineswegs bedrohlichen Unruhefaktor gewaltsam zu beseitigen. Die Führungsspitze der SA wurde verhaftet und erschossen. Während Hitler in Süddeutschland die Mordaktion selbst übernahm, lag sie in Berlin in den Händen von Hermann Göring. Er hat später bei Vernehmungen während des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses zugegeben, den Namen Erich Klausener zusätzlich mit anderen „Konservativen“ auf die Erschießungsliste gesetzt zu haben. Wie in einem späteren Berliner Schwurgerichtsprozeß 1951 gegen einen früheren SS-Obersturmführer festgestellt wurde, hat dieser mit einem SS-Kommando Klausener befehlsgemäß in seinem Dienstzimmer erschossen und einen Selbstmord vorgetäuscht. SS-Führer Reinhard Heydrich hatte ihm zuvor – wie es in der Urteilschrift heißt – befohlen: „Sie übernehmen den Fall Klausener, der von Ihnen persönlich zu exekutieren ist. Er gab hierzu unter Hinweis auf einen größeren Stapel von Akten kurze Erklärungen dem Sinne nach derart, daß Klausener ein bekannter und gefährlicher Katholikenführer sei, der mit Röhm gegen Hitler konspirierte.“

Die Familienangehörigen durften die Leiche Klauseners nicht sehen. Auf Anweisung des Propaganda-Ministeriums durften keine Todesanzeigen der Ermordeten oder „auf der Flucht Erschossenen“ veröffentlicht werden. Durch schnelles Handeln konnte dennoch in sieben deutschen Tageszeitungen eine Anzeige erscheinen, in der es unter anderem hieß: Erich Klausener „wurde uns nach einem Leben der Liebe und des Opfers für Familie, Kirche und Vaterland am 30. Juni 1934 plötzlich entrissen“. Am 7. Juli wurde die Asche Klauseners auf dem St.-Matthias-Friedhof in Berlin-Mariendorf in Anwesenheit des Bischofs und des Domkapitels beigesetzt. Die für den 15. Juli vorgesehene Klausener-Gedächtnis-Ausgabe des Berliner Kirchenblatts wurde zunächst von der Gestapo beschlagnahmt, dann aber doch ohne Angabe von Gründen freigegeben. Bischof Nikolaus Bares hatte selbst den Nachruf auf den erschossenen Vorsitzenden der Katholischen Aktion geschrieben, der „seinen Namen mit goldenen Lettern in die Geschichte der Berliner Katholiken eingetragen“ habe. „Die furchtbare Tragik, die das Lebensende dieses treu-katholischen und kerndeutschen Mannes umgibt“,

laste „wie mit Atmosphärendruck auf allen, die ihn kannten, auf uns vor allem, die unmittelbare Zeugen seines Schaffens waren und die zu unauslöschlichem Dank ihm verpflichtet“ bleiben.

Drei Tage vorher, am 12. Juli, hatte der Berliner Bischof bereits in einem Brief an Hitler betont, weiteste Kreise des Volkes seien der Ansicht, „daß der so jäh Dahingeraffte weder eines Selbstmordes noch einer hochverräterischen oder auch nur irgendwie illegitimen Handlung gegen die bestehende Staatsordnung fähig“ gewesen sei. Immer größer würden die Unruhe und immer stürmischer das Verlangen nach rückhaltloser Aufklärung. Einen Monat später kam eine knappe, nichtssagende Antwort, bei der die verlogene Hochverratsthese wiederholt wurde. Einen zweiten Brief von Bischof Bares mit Datum vom 21. November 1934 beantwortete Hitler überhaupt nicht mehr.

1963 wurden die sterblichen Überreste Erich Klauseners in der Krypta der neuerrichteten Gedenkkirche Maria Regina Martyrum in Berlin-Charlottenburg-Nord beigesetzt. Das Gotteshaus war zum Gedächtnis aller Opfer für Glaubens- und Gewissensfreiheit während der NS-Zeit aus den Spenden aller deutschen Katholiken erbaut worden.

ANMERKUNGEN

¹ Walter Adolph (1902–1975), 1927 Priesterweihe, 1930 geistlicher Sekretär der Katholischen Aktion im Bistum Berlin, 1932 Schriftleitung des Berliner Kirchenblatts, 1945 Domkapitular, 1961–1969 Generalvikar des Bistums Berlin. ² W. Adolph, Erich Klausener (Berlin 1955).

³ W. Adolph, Geheime Aufzeichnungen aus dem nationalsozialistischen Kirchenkampf 1935–1943, bearb. v. U. v. Hehl (Mainz 1979). ⁴ R. M. W. Kempner, Ankläger einer Epoche. Lebenserinnerungen (Frankfurt 1983).

⁵ Josef Deitmer (1865–1929), 1887 Priesterweihe in Münster, 1893 Kuratus in Steglitz, 1920 Propst von St. Hedwig, 1923 Weihbischof der Diözese Breslau mit Sitz in Berlin.

⁶ Dr. Carl Sonnenschein (1876–1929), 1900 Priesterweihe in Rom, 1906 Volksverein für das Katholische Deutschland, 1918 Seelsorge in Berlin, 1924 Leitung des Berliner Kirchenblatts.

⁷ Dr. Leonhard Adler (1882–1965), 1918 als Jude in die Kirche aufgenommen, 1933 Emigration, 1956 als Franziskanermonch zum Priester geweiht. ⁸ W. Adolph, Geheime Aufzeichnungen, 18. ⁹ Ebd. 17.

¹⁰ Carl Severing (1875–1952), SPD-Politiker, 1920–1932/33 Preußischer Innenminister, 1928–1930 Reichsinnenminister.

¹¹ Albert Coppenrath (1883–1960), 1908 Priesterweihe in Münster, 1929–1945 Pfarrer von St. Matthias, 1941 Aufenthaltsverbot für Berlin aus politischen Gründen

¹² Dr. Christian Schreiber (1872–1933), 1898 Priesterweihe in Rom, 1907 Regens des Fuldaer Priesterseminars, 1921 Bischof von Meißen, 1930 Bischof von Berlin.

¹³ Dr. Johannes Pinski (1891–1957), 1915 Priesterweihe, 1929–1939 Studentenseelsorger in Berlin, 1939–1954 Pfarrer in Berlin-Lankwitz, 1954–1957 Professor für katholische Theologie an der FU Berlin.

¹⁴ Adolph, Geheime Aufzeichnungen, 33. ¹⁵ Ebd. 34. ¹⁶ Germania Nr. 288, 19.10.1933.

¹⁷ Cesare Orsenigo (1873–1946), 1896 Priesterweihe in Mailand, 1922 Internuntius in den Niederlanden, 1925 Nuntius in Ungarn, 1930 Nuntius in Deutschland. ¹⁸ Adolph, Geheime Aufzeichnungen, 27.

¹⁹ Ulrich Schoe in: Miterbauer im Bistum Berlin, hrsg. von W. Knauf (Berlin 1979).

²⁰ Dr. Nikolaus Bares (1871–1935), 1895 Priesterweihe in Trier, 1918 Regens des Priesterseminars Trier, 1929 Bischof von Hildesheim, 1934 Bischof von Berlin.